

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 31 (1955-1956)  
**Heft:** 11

**Artikel:** Erste Liebe  
**Autor:** Schibli, Emil  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1072363>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Erste Liebe

ERZÄHLUNG VON EMIL SCHIBLI

*Illustration von K. Wegmann*

Was ich hier erzähle, geschah mir damals, als ich meine langen und düsteren Tage als Lehrling in der Buchhandlung Zellweger verbrachte. Herr Zellweger hatte mich von der ersten Stunde an in eine Bude gesperrt, deren einziges staubverkrustetes Fenster von der Buttergasse her Licht erhielt. Diese Gasse ist so eng, daß selbst ein Liebespaar nicht nebeneinander gehen kann. Sie wissen, wie wenig Platz ein solches Paar braucht. Aber in der Buttergasse ist kein Raum. Und erst die Luft, die hier hockt und stockt! Um es kurz zu sagen: sie stinkt.

Ich war empört. Ich haßte meinen Chef. Er behandelte mich schlimmer als einen Sklaven. Am liebsten hätte ich ihn umgebracht. Da mir der Mut dazu fehlte, blieb mir kein anderer Ausweg, als manchmal vor Wut zu weinen. Im übrigen trug auch der Briefkastenonkel vom «Tagesanzeiger» Schuld an meinem menschenunwürdigen Zustand. Ihm war es im Grunde zuzuschreiben, daß ich in diesem verfluchten Loche sitzen mußte. Ich hatte Reporter werden wollen. Berichterstatter. Zu diesem Zwecke hatte ich mich mit dem Briefkastenonkel in Verbindung gesetzt. Eines Tages besuchte ich

ihn in seinem Büro. «Hm, wollen sehen, was Sie können», hatte er gesagt. «Schreiben Sie mir einen Aufsatz. Machen Sie von irgend etwas eine Schilderung, und schicken Sie sie mir.»

Ich kletterte auf den Uetliberg und schilderte ein Nebelmeer. Es war ein Mißgriff. Der Aufsatz gefiel meinem Auftraggeber nicht. Er sagte: «Nein, Sie eignen sich leider nicht zum Reporter. Aber Sie haben eine hübsche Handschrift. Werden Sie Kaufmann!»

(Die Schreibmaschinen waren damals noch nicht erfunden.) Was mich betrifft, ich dachte Blas mir! Du verstehst eben nicht, was ein rassiger Stil ist, du Zeitungshengst. Hatte ich in der Sekundarschule nicht meine sämtlichen Aufsätze vorlesen müssen? Und waren nicht alle Mädchen von ihnen begeistert? Doch, das waren sie!

Ich hätte es vielleicht noch mit einer andern Zeitung probieren sollen. Selbstverständlich. Aber der Briefkastenonkel hatte mich k. o. geschlagen. So kam ich dann aufs Geratewohl zu Herrn Zellweger. Aber es war nicht wohlgeraten, obgleich ich Bücher leidenschaftlich liebte. Ich hatte übrigens vorerst wenig mit Büchern zu tun. Später wurde mein Dasein um einiges erträglicher. Herr Zellweger beförderte mich zum Lageristen. Ich bekam jetzt keine Adressenbänder und Enveloppen mehr in die Hände. Ich mußte die Bücher, welche unsere beiden Gehilfen, Herr Scheit und Herr Böhringer, den Kundinnen stoßweise vorlegten, wieder wegräumen. Sie verstehen mich doch? Die Sache war so: Wenn einer Kundin beispielsweise zwölf Bücher vorgelegt wurden, dann kaufte sie vielleicht eines. Die andern elf Bücher mußte ich wieder dort in die Regale zurückstellen, wo man sie genommen hatte. Keine besonders anregende oder aufregende Arbeit. Immerhin, sie brachte mir wenigstens Bewegung. Ich mußte nicht mehr durch das trübe Fenster in die Buttergasse starren.

Vorausgesetzt, daß der Chef irgendwohin verduftete, hatte ich auch Gelegenheit, einen Blick in die Bücher zu werfen. Da es Herrn Zellweger nicht gelungen war, die Romantik völlig aus mir herauszutreiben, nahm ich die Bücher, die mir besonders gefielen, abends mit nach Hause und las bis tief in die Nacht hinein. Am liebsten waren mir neue Romane. Ich las den «Rosendoktor» von Ludwig Finckh, «Peter Camenzind» von Hermann Hesse, «Zwölf aus der Steiermark» von Rud. Hans

Bartsch, «Freund Hein» von Emil Strauss und viele andere. Wie gesagt, ich las die halbe Nacht lang. Es war unbeschreiblich herrlich. Ich vergaß meine Statistenrolle. Ich streifte meine unscheinbare Hülle ab und zog mir die der Bücherhelden über. Sie und ich wurden eins. Die schönen Romanfrauen liebten und küßten mich. Meine enge und trübe Lehrlingswelt existierte nicht mehr.

Aber es kam noch besser. Mein Stern, bisher verdunkelt, begann in seinem vollen Glanze zu leuchten. Eines Tages trat Herr Zellweger in Begleitung einer jungen und sehr hübschen Dame zu mir in den Lagerraum. Er stellte vor: «Fräulein Nägeli.»

«Fräulein Nägeli», fuhr er fort, «soll Ihnen bei Ihrer Arbeit helfen. Zeigen Sie ihr, wie man es machen muß. Eine Kunst ist es ja nicht.»

Heiliger Strohsack! dachte ich. Das ist eine Überraschung! Als der Chef den Tempel verlassen hatte, lächelte das Fräulein. Sie hatte Augen wie Kirschen. Schwarze natürlich, nicht rote.

«Ich hoffe, Sie seien mir kein zu strenger Lehrmeister», sagte sie. Kannst denken, dachte ich. Und es überlief mich eine Gänsehaut, aber eine warme. Man muß nur ein wenig warten können, dachte ich. Das Leben ist gar nicht so schäbig, wie ich gemeint habe. Jetzt wird es schön wie noch nie. Jetzt mag die Buttergasse stinken, soviel sie will. Mir ist es gleich. Ich bin im Paradies! Ich bin Adam, dem der liebe Gott eine Eva geschenkt hat. Und um den Vergleich noch besser zu machen: Fräulein Nägeli hieß tatsächlich Eva.

In der Zeit, die nun folgte, las ich keine Liebesgeschichten mehr. O nein, ich machte selber eine. Ich sah nur noch Eva, auch wenn ich sie nicht sah. Nun wurden mir die Tage zu kurz und die Nächte zu lang. Wenn es nur schon Morgen wäre, dachte ich vor dem Einschlafen; wenn ich nur schon wieder an die Buttergasse rennen könnte!

Eifriger als sonst sah ich in den kleinen Spiegel in meiner Kammer. Was bist du eigentlich für ein Kerl, fragte ich mein Abbild. Ist es möglich, daß du Eva in die schwarzen, glänzenden Augen stichst und ihr den Kopf verdrehst? Oder macht sie vielleicht nur den Narren mit dir? Spielt sie mit dir, wie man mit einem fremden jungen Hunde spielt? Man ist nett zu ihm; aber wenn man genug von ihm hat, schüttelt man ihn ab.

Ich war der älteste Sohn einer von ihrem Manne im Stiche gelassenen, täglich von neuem

mit der Armut kämpfenden Frau. Ich war ein Lehrbub, der monatlich dreißig Franken erhielt und dieses Geld bis auf einen oder zwei Franken daheim abgeben mußte. Außer einer hübschen, kastanienbraunen Stirnlocke, in welche Eva besonders verliebt war, hatte ich ihr wenig zu bieten. Deshalb besann ich mich angestrengt darauf, was etwa noch aus mir herauszuholen wäre. Ich besaß eine hübsche Tenorstimme, und wenn Eva eines Abends nach Geschäftsschluß mit mir auf den See kommen wollte, würde ich uns ein Boot mieten, davongondeln und ihr Liebeslieder vorsingen wie ein Troubadour.

Aber das war nicht so sicher. Wahrscheinlich würde ich nicht den Mut aufbringen, ihr etwas vorzusingen. Ich war leider ein wenig schüchtern und wußte nur aus den Romanen in der Zellwegerschen Buchhandlung, wie man mit Mädchen umging. Aber ich wußte außerdem, daß das Leben meistens anders ist als in den Büchern. So viel war sicher: Wenn Eva mir nicht ein wenig entgegenkam, wurde nichts aus unserer Mondscheinfahrt. Immerhin, wenn ich mir auch nicht einbilden durfte, ein Don Juan zu sein, so hatte ich doch gemerkt, daß Eva nicht aus Stein war. Ganz und gar nicht. Ihre Augen blickten mich manchmal an, daß mir ich weiß nicht wie wurde. Und ich hatte sie schon zweimal nach Hause begleiten dürfen. Nicht ganz bis nach Hause, aber ein schönes Stück weit.

Sie war um einige Jahre älter als ich. Sie war schon da und dort gewesen. In einem Grand Hotel am Genfersee beispielsweise. Sie hatte schon manches erlebt, wovon ich noch keine Ahnung hatte. Sie war meine erste Liebe, aber ich nicht ihre. Sie war die Herrin, ich ihr Page. Mein Herz war ein kleiner, roter Luftballon,

den sie an einer Schnur hielt und steigen ließ oder herabzog. Der Luftballon mußte tun, was ihr gefiel. Er konnte sich nicht wehren, er war ein Spielzeug in ihrer Hand. Und sie spielte gerne. Ich merkte es, obgleich ich kein Don Juan war.

An einem Samstag küßte mich Eva.

Dann sagte sie: «Nun mußt du nach Hause gehen, Lieber. Und du darfst mich nun nie mehr begleiten. Morgen verloben ich mich.»

Dann weinte sie. Ich begriff nichts. Weder das Verloben noch das Weinen. Ich fühlte nur: Nun ist es aus mit dem kleinen, roten Luftballon. Er konnte nie mehr in den blauen Himmel der Liebe hinaufsteigen. Er war eingeschrumpft. Er hopste nur noch wie eine Krähe, der man die Flügel beschnitten hat, über den Boden. Eva war von der Bank, auf der wir saßen, aufgestanden und hatte mich verlassen. Ich selbst war wie gelähmt. Was soll nun aus mir werden, dachte ich. Ich weiß nicht, wie lange ich auf der Bank sitzen blieb. Die Stadt da unten hatte ihre Lichter angezündet. Der Abendlärm brauste gedämpft zu mir herauf. Aber was ging mich das an? Mich ging nichts und niemand an als Eva. Und Eva hatte mich verlassen. Morgen wollte sie sich verloben. Komisch. Und doch nicht komisch. Sie wollte eben heiraten, wie jedes Mädchen es will. Konnte ich sie vielleicht heiraten? Ich, der Stift bei Zellweger. Und von Haus aus ein armer Teufel. Ich erhob mich. Ich ging wie blind durch die Gassen und Straßen. Ich fuhr davon, schief und steuerlos wie ein verunglücktes Schiff auf dem gierigen, grausamen Meer des Lebens. Es war mir gleichgültig, wo ich nun stranden oder absacken würde. Wenn es nur bald geschah.

Ich strandete nicht. Ich fuhr ein in den Ha-

### Da musste ich lachen . . .

Der Expreß von Wien sollte in fünf Minuten mit einer großen Zahl erholungsbedürftiger Kinder im Hauptbahnhof eintreffen. Am Perron stand eine Gruppe von Personen. Da ich nicht ganz sicher war, ob ich mich am richtigen Treffpunkt befand, wo die Kinder in Empfang genommen werden mußten, fragte ich ein etwa dreißigjähriges Fräulein: «Fräulein, erwartet Sie au es Chind?»

Der vernichtende Blick, der mich traf, machte mir sofort klar, daß ich mich an jemanden gewandt hatte, der mit der Aktion in keinem Zusammenhang stand. Ich entschuldigte mich sofort, aber trotzdem mußte ich lachen.      Frau P. L.



## An unsere Versicherten!

Nächstes Jahr wird die Rentenanstalt ihr 100jähriges Bestehen feiern. Gegründet 1857, ist sie durch das Vertrauen ihrer Versicherten zur größten schweizerischen Lebensversicherungsgesellschaft erstaunt und gehört heute zu den bedeutendsten Versicherungsunternehmungen des europäischen Kontinents. Jeden Tag werden für über 1 Million Franken neue Lebensversicherungen bei der Rentenanstalt abgeschlossen, im letzten Jahr waren es sogar 416 Millionen Franken, der größte Zugang seit ihrem Bestehen. Der Gesamtbestand an laufenden Versicherungen ist auf 3 Milliarden 500 Millionen Franken angewachsen.

100 Jahre Vertrauen verpflichten! Wir freuen uns, heute schon bekanntgeben zu können, daß im bevorstehenden Jubiläumsjahr für die schweizerischen Einzelkapitalversicherungen die

Überschußanteile unserer Versicherten

die schon 1952 und 1954 namhafte Erhöhungen erfahren hatten

neuerdings erhöht werden

Nach unsren Statuten kommen sämtliche Rechnungsüberschüsse ausschließlich unsren Versicherten zu. Allein im vergangenen Jahre wurden 27 Millionen Franken an Überschußanteilen unsren Versicherten vergütet, und seit unserer Gründung sind mehr als 2 Milliarden 800 Millionen Franken an Versicherungsleistungen und Überschußanteilen ausbezahlt worden.

## RENTENANSTALT

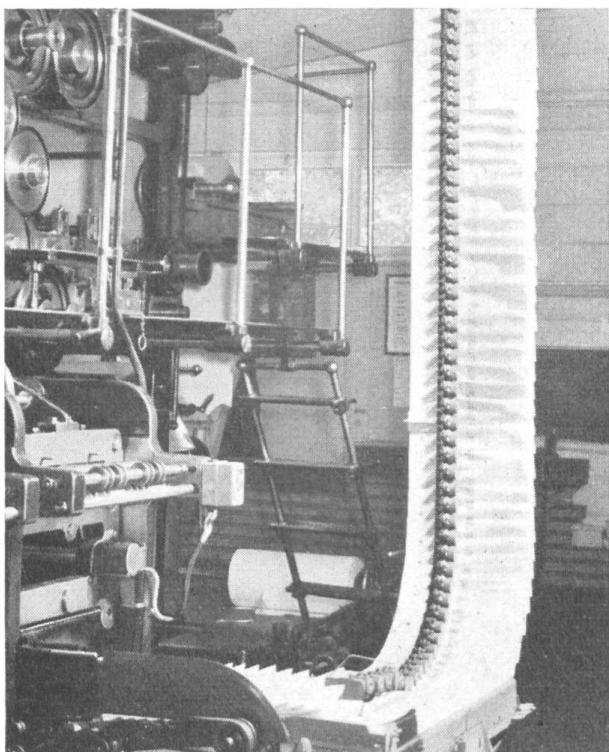
SCHWEIZERISCHE LEBENSVERSICHERUNGS- UND RENTENANSTALT

Hauptsitz: Zürich, Alpenquai 40

Niederlassungen in: München, Paris, Amsterdam, Bruxelles

Generalagenturen in:

Aarau, Basel, Bern, Biel, Chur, Freiburg, Genf, Glarus, Lausanne, Lugano, Luzern, Neuenburg,  
Romanshorn, St. Gallen, Sitten, Solothurn, Zürich



## Schwarz auf weiss berichtet Ihre Zeitung

jeden Tag von Verkehrsunfällen.

Achtlose Notizen für Egoisten und Vielbeschäftigte – tragische Lektüre für Leute mit Gefühl und Herz.

Über 90 % aller Unfälle gehen auf menschliches Versagen zurück, wären also vermeidbar gewesen.

Allerdings können unsere engen Straßen den gewaltig angestiegenen Verkehr kaum mehr fassen. Um so rücksichtsvoller und aufmerksamer müssen wir sie benützen, um so mehr Geduld und Selbstbeherrschung wird von uns gefordert.

**Täglich ereignen sich in der Schweiz durchschnittlich 125 Verkehrsunfälle, die 77 Verletzte und 3 Tote fordern.**

**Wir beraten Sie individuell und sorgfältig.**

**«ZÜRICH»**  
*Versicherungs-Gesellschaft*

Direktion Zürich, Mythenquai 2  
Telephon (051) 27 36 10

fen der mütterlichen Stube. Etwas später als gewöhnlich, und die Flagge auf Halbmast gehißt.

Aber ich hatte Hunger und aß. Ich war müde, ging ins Bett und schlief. Mein Herz hatte anderes zu tun, als vor Kummer entzweizubrechen.

Am nächsten Morgen, an eben dem Sonntag, an welchem Eva sich verlobte, packte ich meinen Rucksack. Nur jetzt nicht herumhocken, sagte ich zu mir. Marschieren, marschieren!

Die Landschaft, durch die ich wanderte, meinte es gut mit mir. Sie verstand es, mich zu trösten. Besser, als Menschen es gekonnt hätten. Sie schwatzte nicht. Sie war still. Alles war still: die Bäume, die Wiesen, die Gräser, die Wälder, die Wolken. Wozu sollte ich brüllen und rasen? In Gottes Namen, dachte ich und – viel Glück, Eva!

«Viel Glück, Eva!» sagte ich laut. «Es wäre besser gewesen, du hättest mich in Ruhe gelassen. Vielleicht. Ich weiß es nicht.»

Aber dieses Gespräch mit der Entfernten und Geliebten hätte ich nicht führen sollen. Denn jetzt mußte ich doch heulen. Nun, es sah mir hier niemand zu; ich brauchte mich nicht zu schämen . . . Marschieren, marschieren!

Und ich marschierte. Ich marschierte den ganzen Tag und kam gegen Abend auf eine Anhöhe. Hier hatte man einen weiten und unendlich schönen Umlblick. Ich war ganz allein. Ich war Herr und Meister. Ich trank das alles in mich hinein, um es nie zu vergessen. Mein Gott, wie herrlich die Welt war! Ohne daß ich es recht wollte, hatte ich dann auf einmal mein Notizbüchlein in der Hand und einen Bleistift. Und ich schrieb mühelos, als ob man mir diktierte, Verse und Reime. Sie wurden zu Strophen; sie wurden zu einem Gedicht. Es war wie ein Rausch. Wie ein schöpferischer Rausch. Es durchflutete mich ganz und gar. Es war höchste Seligkeit. Viel stärker als die Küsse Evas.

Es war, als ob ich dahinflöge. Ich sprach mein Gedicht. Ich rezitierte es wie ein Schauspieler. Es war jedesmal anders. Es verwandelte sich. Dann begann ich mein Lied zu singen. Und so immerzu, glücklich, glücklich!

Ein Wunder war geschehen, und ich mußte es einem Menschen verkünden. Eine Stunde von hier, in Seewil, wohnte Herr Meili, zu dem ich in die Schule gegangen war und von dem ich wußte, daß er die Dichter liebte. Ich sah

ihn jetzt wieder vor mir, wie er uns Schülern blitzenden Auges Gedichte vortrug. Nicht damit wir sie auswendig lernten, sondern weil es ihm Freude machte und weil er uns etwas Schönes schenken wollte.

Was würde er wohl sagen, wenn jetzt der jüngste Schweizer Dichter zu ihm kam? Mein Herz brannte vor Ungeduld. Ich ging nicht mehr, ich rannte. Hoffentlich ist er zu Hause, dachte ich.

Er war zu Hause.

Aber es war nicht so leicht, ihm zu sagen, was ich auf dem Herzen hatte. Es war nicht nur ein wenig, es war sehr schwer. Wahrscheinlich ist das Gedicht gar nicht so großartig, wie ich gemeint habe. Ich wußte doch, daß Herr Meili sehr kritisch war. Er hatte uns auch schlechte Gedichte vorgelesen und dann gesagt, das sei nichts als Süßlicher Mist. Kurz, ich hatte Hemmungen. Mein Wunsch, sprechen zu dürfen, war gleichsam verbarrikadiert.

Herr Meili merkte, daß mich etwas drückte, und half mir. Da sagte ich es ihm. «Ich habe ein Gedicht gemacht», sagte ich.

«Ein Gedicht?» sagte Herr Meili verwundert. «Laß einmal hören.»

Es mochte nicht eben ein Genuß sein. Die Verse kamen zerbrochen aus meinem Munde, weil mir einzelne Worte vor Aufregung im Halse stecken blieben.

Mein Notizbüchlein zitterte in der Hand.

«Lies noch einmal, langsam», sagte Herr Meili.

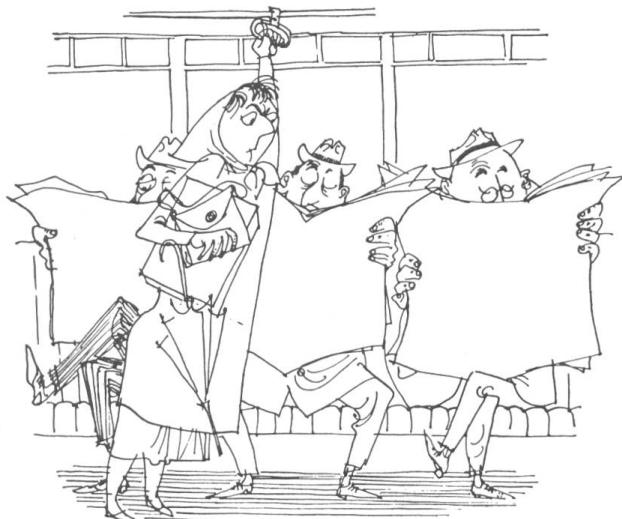
Nun ging es besser. Die Barrikade war weggeräumt.

Als ich zu Ende war, gab mir Herr Meili feierlich die Hand und sagte: «Sehr schön, Herr Dichter. Gratuliere. Gib mir dein Opus. Ich will es abschreiben. Und meine Schüler sollen es auswendiglernen. Freut dich das?»

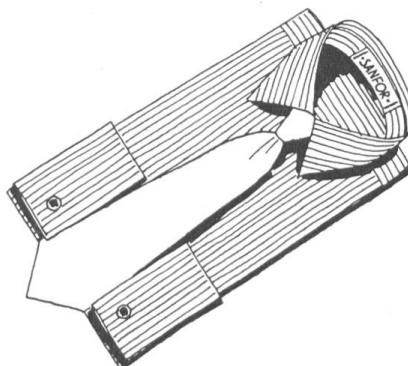
Nachdem der poetische Teil zu Ende war, bekam ich von Frau Meili Kaffee und Kuchen. Ich aß mit Lust und hörte nebenbei zu, wie Herr Meili nun auch noch seine Frau zum Genusse meines Gedichtes kommen ließ. Es ist schön. Es ist einfach schön, dachte ich und konnte nicht begreifen, daß wirklich ich es gewesen sei, der es zustande gebracht hatte. Es war ein Wunder.

Inzwischen war es neun Uhr geworden. Ich sagte meinen Freunden danke und gute Nacht, und bald darauf schritt ich wie ein Sieger und heimlicher König durch die Seestraße gegen die leuchtende Stadt hin.

## Woran man sie erkennt...



... die Sesshaften  
an ihrer Lesefreudigkeit



... und das Hemd  
aus nicht eingehendem Stoff  
an der «Sanfor»\*-Etikette



\* Die Eigentümer der Schutzmarke «SANFOR» gestatten deren Gebrauch nur für Gewebe, die ihrem für Nicht-eingehen festgesetzten Standard, gemäß den durch ihren technischen Dienst fortlaufend überwachten Vorschriften, entsprechen.

Generalvertreter für Europa: Heberlein & Co AG, Wattwil